

A photograph of a man and a woman in a kitchen. The man, wearing a blue shirt, is kissing the woman on the cheek. The woman is wearing a red top and a green apron. They are standing in front of a white tiled wall. The scene is lit with warm, golden light, suggesting a sunset or sunrise. The overall mood is romantic and nostalgic.

John Banville

Im Lichte der Vergangenheit

ROMAN

Kiepenheuer
& Witsch

John Banville

Im Lichte der Vergangenheit

Roman

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über John Banville](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über John Banville

John Banville, geboren 1945 in Wexford, Irland, gehört zu den bedeutendsten zeitgenössischen literarischen Autoren. Sein umfangreiches Werk wurde mehrfach, auch international, ausgezeichnet, zuletzt mit dem Franz-Kafka-Literaturpreis, dem Man Booker Prize (für »Die See«) und 2013 mit dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. John Banville lebt und arbeitet in Dublin und schreibt unter dem Pseudonym Benjamin Black Krimis und Thriller, die neben seinen Romanen ebenfalls bei Kiepenheuer & Witsch lieferbar sind.

Die Übersetzerin

Christa Schuenke, geboren 1948, übersetzt Lyrik und Prosa aus dem Englischen, u.a. Werke von Melville, Singer, Shakespeare, Danielewski, Swift und Yeats. Sie erhielt u. a. den Wielandpreis und den Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW.

Über dieses Buch

Alex Cleave hat seine besten Jahre als Schauspieler hinter sich, er trauert noch immer um seine Tochter Cass, die zehn Jahre zuvor Selbstmord begangen hat, und auch die Beziehung zu seiner Frau Lydia ist nicht mehr von Leidenschaft geprägt. Da bekommt er das Angebot, die Hauptrolle in einem Film über den mysteriösen Kritiker Axel Vander zu spielen – und ahnt nicht, wie viel diese Figur mit ihm selbst zu tun hat.

Er versinkt in Erinnerungen an den Sommer, in dem er als 15-Jähriger die Liebe entdeckte – mit der Mutter seines besten Freundes Billy Gray – und an dessen Ende die Familie Gray die Stadt verließ. Bald muss er sich fragen, was Erinnerung ist und was Erfindung – um am Ende eine Entdeckung zu machen, die alles verändert.

John Banville, dessen erstrangiges literarisches Werk weltweit von der Kritik gefeiert wird, erweist sich in diesem Roman einmal mehr als Meister der poetischen und klugen Reflexionen über Erotik, Freundschaft und Verlust. Ein Roman, der den Leser mitnimmt auf eine Reise durch die Ungewissheit.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *Ancient Light*

Copyright © John Banville 2012

All rights reserved

Aus dem Englischen von Christa Schuenke

© 2014, 2015 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln, basierend auf dem Originalumschlag von Penguin UK

Covermotiv Vorderseite: © Elliott Erwitt/Magnum Photos/ Agentug Focus

Covermotiv Rückseite: © David Creedon Photography

ISBN 978-3-462-30765-8

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung,

Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Teil I

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Teil II

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

in memoriam Caroline Walsh

Die Knospe ist erblüht.
Eierpampe ist braun.
Ich bin fidel wie ein Flo.
Manchmal geht was schief.

Catherine Cleave, in der Kindheit

I

Billy Gray war mein bester Freund, und seine Mutter war meine erste Liebe. Vielleicht ist Liebe ein zu starkes Wort, aber ich weiß kein schwächeres, das passen würde. Die ganze Geschichte ist ein halbes Jahrhundert her. Ich war fünfzehn, und Mrs Gray war fünfunddreißig. Solche Dinge sagen sich so leicht, denn Worte haben keine Scham und sind auch niemals überrascht. Es könnte sogar sein, dass sie noch lebt. Dann wäre sie jetzt etwa dreiundachtzig, vierundachtzig. Kein Alter, heutzutage. Und wenn ich mich nun auf den Weg machen würde, um sie zu suchen? Das wär doch mal was. Ich fände es ganz schön, noch mal verliebt zu sein, mich noch mal zu verlieben, nur einmal noch. Wir könnten uns ein Serum aus dem Sekret von Affendrüsen spritzen lassen, alle beide, und wären wieder wie vor fünfzig Jahren – hilflos hingerissen. Ich wüsste schon ganz gerne, wie es ihr geht, gesetzt den Fall, sie weilt noch unter uns. Damals war sie so unglücklich, so unglücklich, jedenfalls kam sie mir so vor, trotz ihrer tapferen, ungebrochenen Fröhlichkeit, und ich kann nur inständig hoffen, dass sie es nicht geblieben ist.

Woran erinnere ich mich, wenn ich hier heute an sie denke, in diesen leisen, fahlen Tagen, da das Jahr zu Ende geht? In meinem Kopf wimmelt es von Bildern aus einer fernen, längst vergangenen Zeit, und bei der Hälfte davon bin ich mir nicht sicher, ob es Erinnerungen sind oder Erfindungen. Nicht, dass das so ein großer Unterschied wäre. Manche sagen ja, dass wir uns, ohne es zu merken, permanent alles ausdenken, alles ausschmücken, verschönern, und ich bin durchaus geneigt, ihnen zu

glauben, denn Madame Erinnerung ist eine große, raffinierte Simulantin. Wenn ich zurückschauen, ist alles im Fluss, ohne Anfang, fließend zu keinem Ende hin, zu keinem jedenfalls, das ich erleben werde, es sei denn, als den letzten, den finalen Punkt. Das Treibgut, das ich aus dem allgemeinen Wrack – und was ist denn das Leben weiter als ein Schiffbruch, der nach und nach vonstattengeht? – zu retten mich entschlossen habe und in verglasten Kästen ausstelle, erweckt vielleicht den Eindruck einer gewissen Unausweichlichkeit, und doch ist alles bloß wahllos herausgegriffen; repräsentativ vielleicht, vielleicht sogar zwangsläufig, aber trotz allem wahllos.

Mrs Gray hatte sich mir zunächst in zwei ganz verschiedenen Manifestationen offenbart, und zwischen beiden lagen Jahre. Mag sein, die erste Frau war gar nicht sie, mag sein, es war nur ihre Verkündigung, gewissermaßen, und dennoch ist mir der Gedanke lieb, dass diese beiden eine waren. April, natürlich. Wissen Sie noch, was April früher, in unserer Jugend, bedeutet hat, jenes Gefühl von strömender Nässe, und wie der Wind sich Schwälle von Blau aus der Luft schöpfte, und die Vögel, wie von Sinnen, in den blühenden Bäumen? Zehn oder elf muss ich gewesen sein. Ich war gerade in den Kirchhof von Mary Our Mother Immaculate eingebogen, wie üblich mit gesenktem Kopf – Lydia sagt immer, ich laufe herum wie ein ewiger Büsser –, und das Erste, was ich von der Frau auf dem Fahrrad wahrnahm, war das Surren der Reifen, ein Geräusch, das ich schon als Knabe erotisierend fand, und das ist bis heute so geblieben, ich weiß auch nicht, warum. Die Kirche stand auf einer Anhöhe, und als ich aufsah und die Frau erblickte, wie sie näher kam, und hinter ihr ragte der Kirchturm auf, da war ich wie elektrisiert, denn sie kam mir so vor, als schwebte sie geradewegs vom Himmel hernieder und als käme das Geräusch, das ich gehört hatte, nicht von den Reifen auf dem Asphalt, sondern von Flügeln, die mit raschem Schlag die Lüfte teilten. Sie war beinahe gleichauf mit mir, fuhr im Freilauf, entspannt zurückgelehnt, nur

eine Hand am Lenker. Die Schöße ihres Gabardineregenmantels flatterten rechts und links hinter ihr wie, ja, wie Flügel, und einen blauen Pulli hatte sie an, unter dem eine Bluse mit weißem Kragen hervorschaute. Wie deutlich ich sie vor mir sehe! Sie *muss* meine Erfindung sein, ich meine, diese ganzen Einzelheiten kann ich doch nur erfunden haben. Sie trug einen weiten, wehenden Rock, und plötzlich packte ihn der Frühlingswind und hob ihn hoch und entblößte sie bis rauf zur Taille. Ach, ja.

Heutzutage wird einem ja ständig versichert, es gebe, was die Wahrnehmung der Welt betrifft, gar keine nennenswerten Unterschiede zwischen den Geschlechtern, aber ich wage zu behaupten, dass keine Frau je diesen Andrang dunkler Wonne empfunden hat, die einem Mann, gleich welchen Alters, gleich, ob Dreikäsehoch, ob Tattergreis, durch seine Adern strömt, wenn er die Scham der Frau, wie man es früher eigenartigerweise nannte, versehentlich, also per Zufall, öffentlich zur Schau gestellt sieht. Anders als die Frauen es vielleicht vermuten und, wie ich mir denken könnte, auch durchaus zu ihrer Enttäuschung, ist das, was uns Männer wie gebannt dastehen lässt, was uns den Mund austrocknet und macht, dass uns beinah die Augen aus dem Kopf fallen, gar nicht das Fleisch an sich, sondern vielmehr das kleine bisschen seidenes Drumherum, gleichsam die letzte Barriere zwischen der Nacktheit einer Frau und unserem glotzenden Gebanntsein. Ich weiß, das ergibt keinen Sinn, aber wenn im Sommer an einem überfüllten Strand die Badeanzüge der weiblichen Anwesenden plötzlich wie durch einen dunklen Zauber Unterwäsche wären, dann würden augenblicklich alle männlichen Geschöpfe, die kleinen Nackedeis mit ihrem dicken Bauch und ihrem keck hervorgereckten Pullermann, die träge sich räkelnden, muskelbepackten Rettungsschwimmer, ja selbst die Pantoffelhelden mit ihren hochgekrempeelten Hosenbeinen und ihren geknoteten Taschentüchern auf dem Kopf, buchstäblich alle, sich verwandeln in eine Horde puterroter, jiepernder, nach Beute gierender Satyrn.

Ich denke da besonders an die gute alte Zeit, damals, als ich jung war und die Frauen unter ihren Kleidern – und welche Frau, einmal abgesehen von ein paar Spielverderberinnen in Bundfaltenhosen, Golferinnen oder Filmstars, trug damals keine Kleider – mit all den Tauen und Gestängen, den Klüvern, Gaffeln, Decksprüngen und Stagen jeder Art und Form aussahen wie von einem Schiffsausrüster ausgestattet. Meine Fahrraddame nun, mit ihren straffen Strumpfhaltern und ihren perlweißen Schlüpfern aus Satin, die hatte ganz den Schmiss und auch die Grazie eines getrimmten Schoners, der furchtlos mitten in einen steifen Nordwest hineinsteuert. Sie schien genauso erschrocken wie ich über den Windstoß und darüber, was er mit ihrer Sittsamkeit anstellte. Sie schaute an sich hinunter, dann an mir, hob die Brauen, formte den Mund zu einem O, lachte glucksend, strich sich achtlos mit dem Rücken ihrer freien Hand den Rock über den Knien glatt und segelte vergnügt davon. Mir kam sie vor wie eine Vision der Göttin selbst, doch als ich mich umdrehte und ihr nachsah, da war sie einfach eine Frau, die auf einem schwarzen Fahrrad von dannen rumpelte, eine Frau mit solchen Schulterklappen oder Epauletten am Mantel, wie sie damals Mode waren, Nylons dazu mit schiefen Nähten und dieser Pagenkopf – genau wie meine Mutter. Langsam und besonnen bog sie mit eierndem Vorderrad in den Kirchhof ein und ließ die Klingel zirpen, eh sie hinausfuhr auf die Straße und links die Church Road runter.

Ich kannte sie nicht, hatte sie noch nie gesehen, jedenfalls nicht bewusst, obwohl ich eigentlich glaubte, mittlerweile jeden Bewohner unserer engen kleinen Stadt schon mindestens einmal gesehen zu haben. Und habe ich sie dann wirklich noch ein weiteres Mal gesehen? Kann das tatsächlich Mrs Gray gewesen sein, dieselbe Mrs Gray, die vier, fünf Jahre später so folgenreich in mein Leben einbrechen sollte? Es will mir nicht gelingen, mir das Gesicht der Frau auf dem Fahrrad deutlich genug in Erinnerung zu rufen, um mit Bestimmtheit sagen zu können, ob es sich

dabei tatsächlich um eine frühe Sichtung meiner Venus Domestica gehandelt hatte; gleichwohl besteht die Möglichkeit, und daran halte ich beharrlich und nicht ohne Wehmut fest.

Was mich an dieser Begegnung auf dem Kirchhof so sehr berührt hat, war – neben der primitiven Erregung – das Gefühl, dass mir ein kurzer Blick in die Welt des Weiblichen schlechthin gewährt worden war, dass ich, und sei's auch nur ein paar Sekunden lang, Zutritt hatte zu dem großen Geheimnis. Was mich so elektrisiert und so verzaubert hat, war nicht allein der Anblick der wohlgeformten Beine und der faszinierend komplizierten Unterbekleidung einer Frau, der mir da vergönnt gewesen war, sondern diese selbstverständliche, belustigte und zugleich großzügige Art, wie sie an mir hinuntersah, mit diesem heiseren Lachen, und diese lässige, beiläufige Grazie, mit der sie ihren wehenden Rock bändigte. Das muss ein weiterer Grund sein, weshalb sie in meiner Fantasie mit Mrs Gray verschmolzen ist, weshalb sie und Mrs Gray für mich die beiden Seiten ein und derselben kostbaren Medaille sind, denn Grazie und Großzügigkeit, das war es, was ich an jener ersten und, wie ich bisweilen treulos denke – verzeih mir, Lydia –, einzigen wirklichen Leidenschaft meines Lebens geschätzt habe oder hätte schätzen sollen. Gleichsam das Wasserzeichen, das, was Mrs Gray in jeder ihrer Gesten mir gegenüber zu erkennen gab, war Freundlichkeit oder etwas, das man früher Herzensgüte nannte. Ich bin, glaube ich, nicht übermäßig innig veranlagt. Ich hab sie nicht verdient, das weiß ich heute, doch wie konnte ich es damals wissen, ich war ja schließlich noch ein Knabe, unreif und unerprobt. Kaum, dass ich diese Worte hingeschrieben habe, da höre ich auch schon das hinterlistige Gewinsel darin, den weinerlichen Versuch der Rechtfertigung. Die Wahrheit ist, ich hab sie nicht genug geliebt, ich meine, ich habe sie nicht so geliebt, wie ich es hätte können – jung, wie ich war, und ich glaube, sie hat darunter gelitten, und mehr ist dazu nicht zu

sagen, obwohl mich das mit Sicherheit nicht daran hindern wird, noch eine ganze Menge mehr zu sagen.

Sie hieß Celia. Celia Gray. Hört sich irgendwie nicht ganz richtig an, oder, diese Kombination? Die Ehenamen von Frauen hören sich immer ein bisschen falsch an, finde ich. Heißt das, dass alle diese Frauen mit den falschen Männern verheiratet sind oder zumindest mit Männern, die den falschen Nachnamen haben? Celia und Gray, diese Paarung hat so was unglaublich Träges, so ein langsames Zischen, gefolgt von einem weichen Bums, das harte G in Gray ist nicht annähernd hart genug. Sie war überhaupt nicht träge, beileibe nicht. Wenn ich das schöne alte Wort stramm gebrauche, wird man es falsch verstehen, ihm zu viel Gewicht geben, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Ich glaube gar nicht, dass sie schön war, zumindest nicht nach landläufigem Verständnis, obgleich man die Verleihung des goldenen Apfels wohl schwerlich einem Fünfzehnjährigen überlassen dürfte; ich fand sie weder schön noch sonst was; nachdem der erste Glanz verblasst war, hab ich wahrscheinlich gar nicht mehr über sie nachgedacht, sie war einfach da, eine angenehme Selbstverständlichkeit.

Schuld daran, dass ich unversehens in diese Reise in die Vergangenheit hineingestolpert bin, war eine Erinnerung, die mit ihr zu tun hat, ein Bild, das plötzlich ungeheißten wieder aufgetaucht war. Etwas, das sie angehabt hat, Halbrock nennt man das, glaube ich – ja, schon wieder Unterbekleidung – ein rutschiges Ding aus lachsfarbener Seide oder Nylon, so lang wie ein Rock, mit einem elastischen Bund, der sich, wenn sie es ausgezogen hatte, als rosa Striemen vorn an ihrem Bauch abzeichnete und an den Seiten und auch, wenngleich nicht ganz so deutlich, hinten, über ihrem herrlich ausladenden Hintern mit den beiden tiefen Grübchen und den zwei knubbeligen, vom Sitzen sandpapierartig aufgerauten Stellen darunter. Dieser rosige Gürtel rund um ihre Taille hat mich tief gerührt, ließ er doch an zärtliche Züchtigung denken, an

erlesenes Leiden – ich dachte natürlich an einen Harem, keine Frage, an gebrandmarkte Huris und dergleichen –, und während ich so lag und meine Wange an ihrem Zwerchfell ruhte und ich die wellige Linie langsam mit der Spitze meines Zeigefingers nachzog, bewegte mein Atem die glänzenden dunklen Härchen unten an ihrem Bauch, und im Ohr hatte ich das Zischeln und Kollern ihrer Eingeweide, die unentwegt ihr Werk der Wandlung taten. Entlang der ungleichmäßigen, schmalen Spur des Gummibunds, da, wo das Blut fürsorglich hin zur Oberfläche drängte, war ihre Haut stets heißer. Auch ahne ich, dass ich mich an der ketzerischen Assoziation der Dornenkrone delectierte, die dieser Streifen weckte. Denn was wir miteinander trieben, war allemal durchdrungen von einer leichten, nur ganz leichten, ungesunden Frömmigkeit.

Ich halte inne, um einen Traum zu erzählen oder wenigstens zu erwähnen, den ich letzte Nacht hatte und in dem meine Frau mich wegen einer anderen Frau verlassen hat. Ich weiß nicht, was das zu bedeuten haben könnte, ob es überhaupt etwas bedeutet, aber einen Eindruck hinterlassen hat es allemal. Wie allgemein in Träumen, so waren auch in diesem die Leute eindeutig sie selbst und zugleich auch wieder nicht, meine Frau, um bei der Hauptperson zu bleiben, erschien darin klein, blond und herrisch. Wie konnte ich eigentlich wissen, dass sie es war, wenn sie sich doch so wenig ähnlich sah? Auch ich war nicht so, wie ich bin, sondern korpulent und schwerfällig, triefäugig, mit langsamen Bewegungen, sagen wir mal, wie ein altes Walross oder irgendein anderes leises, ungeschlachtet, im Wasser lebendes Säugetier; es gab so eine Ahnung, etwas wie einen runden Buckel, ledrig und grau, der um einen Berg herum gleitet und verschwindet. Da waren wir nun also, verloren füreinander, sie nicht sie und ich nicht ich.

Meine Frau hegt keinerlei sapphische Neigungen, soweit ich weiß – doch wie weit mag das sein? –, aber in diesem Traum, da war sie eine

frisch-fröhliche Lesbe. Das Objekt ihrer gewandelten Vorlieben war eine merkwürdig kleine, männlich wirkende, hüftlose Kreatur mit schütterem Koteletten und einem Hauch von Schnurrbart und hatte, wenn ich jetzt so darüber nachdenke, eine verblüffende Ähnlichkeit mit Edgar Allan Poe. Was die Details des eigentlichen Traums betrifft, so will ich damit weder Sie noch mich langweilen. Wie ich wohl schon erwähnte, glaube ich ohnehin nicht daran, dass wir Einzelheiten in Erinnerung behalten, und falls doch, dann sind diese so stark redigiert und zensuriert und insgesamt so ausgeschmückt, dass sie etwas ganz Neues darstellen, einen Traum von einem Traum, der das Original verwandelt oder auch verklärt, wie der Traum an sich die Wach-Erfahrung verwandelt oder verklärt. Was mich nicht davon abhält, an Träume mit wie auch immer geartetem numinosem und prophetischem Gehalt zu glauben. Für Lydia dürfte es jetzt allerdings zu spät sein, um mich zu verlassen. Ich weiß nur, dass ich heute früh, eh noch der Morgen graute, mit dem bedrückenden Gefühl von Verlust und Entbehrung aufgewacht bin und mit einer alles durchdringenden Traurigkeit. Es deutet alles darauf hin, dass irgendwas geschehen wird.

Ich glaub, ich hatte so was Ähnliches wie eine kleine Liebelei mit Billy Gray, bevor ich mich in seine Mutter verliebte. Da ist es wieder, dieses Wort – Liebe; wie leicht es einem doch aus der Feder fließt. Seltsam, auf diese Art an Billy zu denken. Er wäre jetzt in meinem Alter. Das ist wohl kaum bemerkenswert – in meinem Alter war er damals schließlich auch –, und doch erschreckt es mich. Ich habe das Gefühl, plötzlich einen Schritt hinauf – oder ist es ein Schritt hinunter? – getan zu haben in ein neues Stadium des Alterns. Ob ich ihn wohl erkennen würde, wenn ich ihn träfe? Oder er mich? Er hatte eine solche Wut, als der Skandal losbrach. Ich empfand den Schock der öffentlichen Schande gewiss genauso stark wie er, vielleicht sogar noch stärker, möcht ich meinen, und doch verblüffte mich die Leidenschaft, mit der er mich verstoßen hat. Mich hätte es

nämlich nicht weiter gestört, wenn er mit meiner Mutter ins Bett gegangen wäre, was ich mir allerdings auch nur schwer vorstellen konnte – wobei ich mir freilich auch nur schwer vorstellen konnte, dass überhaupt irgendwer mit meiner Ma ins Bett ging, mit diesem armen alten Ding, denn dafür habe ich sie insgeheim gehalten, für arm, für alt und für ein Ding. Und das wird es wohl auch gewesen sein, was Billy so empört hat, dass er sich damit auseinandersetzen musste, dass seine Mutter eine Frau war, die von jemandem begehrt wurde, und obendrein, dass dieser Jemand ausgerechnet ich war. Ja, er muss tatsächlich Martern aller Arten ausgestanden haben bei der Vorstellung, wie wir zwei, einander nackt umklammernd, in Cotters Haus auf einer dreckigen Matratze uns auf dem Boden wälzten. Wahrscheinlich hatte er seine Mutter noch nie unbekleidet gesehen oder konnte sich jedenfalls an nichts dergleichen erinnern.

Er war es ja, der Cotters Haus entdeckt hatte, und ich war permanent in Sorge, er könnte mich und seine Mutter eines schönen Tages dort beim Liebesspiel erwischen. Ob ihr eigentlich klar war, dass Billy das Haus kannte? Ich weiß es nicht mehr. Wenn ja, dann wäre meine Sorge nichts gewesen gegen die Angst, die sie bei dem Gedanken ausgestanden haben muss, ihr einziger Sohn könnte sie dabei erwischen, wie sie sich dort in diesem ollen Drecksloch mit den laubübersäten Dielen auf einer schmutzigen Matratze mit seinem besten Freund verlustiert.

Ich denke an den Tag zurück, als ich das Haus zum ersten Male sah. Ich war mit Billy in dem Haselwäldchen am Fluss gewesen, er hatte mich auf einen Felsvorsprung geschleppt und mir zwischen den Baumwipfeln das Dach gezeigt. Von da oben, wo wir standen, konnte man nämlich nur das Dach sehen, und nicht mal das erkannte ich zuerst, denn die Ziegel waren mit Moos bedeckt und ebenso grün wie das Laub der Bäume ringsherum. Das war wohl auch der Grund dafür, dass es so lange unentdeckt geblieben war und Mrs Gray und ich sogleich ein sicheres Versteck für unsere

Schäferstündchen darin erkannt hatten. Ich wär am liebsten auf der Stelle runter und dort eingebrochen – wir waren schließlich Jungs und jung genug, uns so was wie ein Klubhaus zu wünschen, wie wir das damals genannt hätten –, aber Billy wollte nicht so recht, was ich komisch fand, denn immerhin hatte er ja das Haus entdeckt und war sogar drin gewesen, behauptete er jedenfalls. Ich glaube, er hat sich ein bisschen gegruselt; vielleicht hatte er ja eine böse Vorahnung, oder er hat geglaubt, dass es dort nicht mit rechten Dingen zugeht, was ja auch bald so kommen sollte, nur dass dann keine Geister da herumspukten, sondern die Dame Venus und ihr ausgelassener Knabe.

Merkwürdig, dass ich uns an jenem Tag mit prall gefüllten Hosentaschen sehe, gefüllt mit Haselnüssen, die wir unten in dem Wäldchen gepflückt hatten, und den Boden ringsherum mit abgefallenem Laub gepflastert wie mit lauter goldenen Plättchen, aber es war April, es muss April gewesen sein, die Blätter grün und an den Bäumen, die Haselnüsse noch nicht mal geformt. Und doch, wie sehr ich mich auch anstrenge, ich sehe keinen Frühling, sondern Herbst. Ich nehme an, wir sind dann wieder losgezogen, wir zwei, durch grünes, nicht durch goldenes Laub, die Hosentaschen nicht gefüllt mit Nüssen, sind heimgegangen und haben Cotters Haus in Ruhe gelassen. Aber irgendetwas war mit mir passiert, als ich zwischen den Bäumen dieses eingefallene Dach gesehen hatte, und gleich am nächsten Tag ging ich zurück, geleitet von der Liebe, der stets bedürftigen und allemal aufs Praktische gerichteten, und fand in jenem baufälligen Haus genau den Unterschlupf, den Mrs Gray und ich so nötig brauchten. Denn, ja, zu der Zeit waren wir bereits intim, um es so zartfühlend wie möglich auszudrücken.

Billy hatte so was Sanftes an sich, das sehr anziehend war. Sein Gesicht war hübsch, obwohl die Haut nicht gut war, ziemlich narbig, wie bei seiner Mutter, muss ich sagen, und zu Pickeln neigend. Er hatte auch die Augen

seiner Mutter, denselben feuchten Umbraton, und wunderschöne lange, feine Wimpern, jede ganz genau von jeder anderen zu unterscheiden, sodass ich an diesen speziellen Pinsel dachte – oder heute denke –, den Miniaturmaler benutzen und dessen Spitze aus einem einzigen Zobelhaar besteht. Sein Gang war komisch, o-beinig und walzend, und dabei schwenkte er die Arme vor dem Körper, was immer so aussah, als sammelte er im Gehen irgendwelche unsichtbaren Garben ein. Zu Weihnachten hatte er mir in jenem Jahr ein Nagelnecessaire aus feinem Schweinsleder geschenkt – ja, ein Nagelnecessaire mit Schere, Nagelknipser, Feile und einem polierten Elfenbeinstäbchen, das an einem Ende wie ein flacher Löffel geformt war und das meine Mutter misstrauisch untersuchte, um dann zu verkünden, dass es entweder ein Nagelhautschieber sei – *ein Nagelhautschieber?* – oder aber, wesentlich prosaischer, ein Instrument, mit dem man den Dreck unter den Nägeln herauskratzen könne. Ich wunderte mich über dieses mädchenhafte Geschenk, nahm es indessen freundlich und mit Wohlwollen entgegen. Mir war's nicht in den Sinn gekommen, ihm etwas zu schenken; er sah nicht aus, als hätte er dergleichen von mir erwartet oder mein Versäumnis überhaupt bemerkt.

Jetzt frage ich mich plötzlich, ob es nicht vielleicht seine Mutter war, die dieses Necessaire für ihn gekauft hatte, damit er es mir schenkte, ein schüchtern-heimliches Geschenk, von einem Stellvertreter überbracht, wovon sie glaubte, ich würde schon erraten, dass es in Wirklichkeit von ihr kam. Das war ein paar Monate, bevor wir beide, sie und ich, ein – nun mach schon, sag es, Himmelherrgott noch einmal! – eh wir ein Liebespaar geworden waren. Sie kannte mich natürlich, denn ich war in jenem Winter fast jeden Morgen auf dem Schulweg bei den Grays vorbeigekommen, um Billy abzuholen. Meinte sie etwa, ich sei einer von der Sorte, für die ein Nagelnecessaire das passende Weihnachtsgeschenk ist? Billy selbst war in Sachen Körperpflege eher weniger gründlich. Er badete noch seltener als

wir anderen, was an dem wohlvertrauten Mief zu merken war, den er gelegentlich verströmte; die Poren in den Furchen neben seinen Nasenlöchern waren mit etwas Schwärzlichem verstopft, und häufig stellte ich mir schauernd und mit einer Mischung aus Lust und Widerwillen vor, wie ich mich mit den Daumennägeln als Pinzette an die Arbeit machte, wonach ich zweifellos für diesen eleganten kleinen Beitel aus Elfenbein Verwendung haben würde. Billy trug löchrige Pullover, und seine Kragen waren immer angeschmuddelt. Er besaß ein Luftgewehr und schoss damit auf Frösche. Er war wirklich mein bester Freund, und ich liebte ihn – irgendwie. Besiegelt hatten wir unsere Kameradschaft eines Winterabends bei einer Zigarette, die wir heimlich zusammen auf dem Rücksitz des Gray'schen Kombis rauchten, der draußen vor dem Haus geparkt war – und den Sie bald schon sehr viel besser kennenlernen sollen –, wo Billy mir anvertraute, dass er gar nicht William hieß, wie ich immer geglaubt hatte, sondern Wilfred und dass sein zweiter Vorname Florence war, nach seinem verstorbenen Onkel Flor. Wilfred! Florence! Ich habe sein Geheimnis nicht verraten, das zumindest darf ich als Pluspunkt für mich in Anspruch nehmen, wenn es auch nicht viel ist, ja, ich weiß. Doch ach, wie hatte er an jenem Tag geweint, vor Schmerz und Wut und vor Erniedrigung, als er hinter die Sache mit mir und seiner Mutter kam; wie hatte er geweint, und ich, ich war der hauptsächliche Grund für seine bitteren Tränen.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich Mrs Gray zum ersten Mal gesehen habe, das heißt, sofern sie nicht die Frau dort auf dem Fahrrad war. Müttern schenken wir nicht so viel Beachtung; Brüdern, ja, selbst Schwestern, aber nicht Müttern. Unscheinbar, formlos waren sie und auch geschlechtslos, nicht viel mehr als eine Schürze, ein Schopf von ungekämmtem Haar und so ein leichter Schweißgeruch, der einem in die Nase stach. Ständig wuselten sie irgendwie im Hintergrund herum, machten irgendwas mit Backblechen oder Socken. Ich war bestimmt

schon viele Male in Mrs Grays Nähe gewesen, bevor ich sie auf so eine spezielle, eindeutige Art wahrnahm.

Verwirrenderweise habe ich eine Erinnerung an sie, die garantiert nicht stimmen kann, im Winter, wie sie sich mit Talkumpuder an den glänzenden Innenseiten meiner Oberschenkel zu schaffen machte, die ich mir an den Hosen wundgescheuert hatte; höchst unwahrscheinlich, allein schon darum, weil ich dabei nämlich kurze Hosen angehabt hab, was aber doch mit fünfzehn kaum der Fall sein konnte, da wir ja alle seinerzeit bereits mit elf, spätestens zwölf ausschließlich unsere lang ersehnten langen Hosen trugen. Wessen Mutter war es denn dann gewesen, frag ich mich, die mit dem Talkum, und was für eine Gelegenheit zu einer noch früheren Initiation hatte ich mir da vielleicht entgehen lassen? Sei's drum, es gab nicht den Moment der blendenden Erleuchtung, in dem Mrs Gray höchstselbst die Mühsal und die Fesseln der Häuslichkeit von sich geworfen hätte und mit dem vollen Frühlingswind aus Zephyrs aufgeblasenen Backen auf ihrer Austernschale auf mich zugesegelt gekommen wäre. Selbst als wir schon miteinander ins Bett gingen, fiel es mir noch eine Zeit lang schwer, sie angemessen zu beschreiben – und hätte ich's versucht, so wäre das, was ich beschrieben hätte, wahrscheinlich eher eine Version meiner selbst gewesen, denn wenn ich sie betrachtete, sah ich zuerst einmal mich selber, mein Abbild in dem prächtigen Spiegel, zu dem ich sie mir machte.

Billy hat nie mit mir über sie geredet – warum auch? –, und er schien ihr kein bisschen mehr Beachtung zu schenken als ich selber lange Zeit. Er hat immer gebummelt und war oft noch nicht fertig, wenn ich ihn morgens zur Schule abholen wollte, weshalb ich meist ins Haus gebeten wurde, speziell bei Regen oder wenn es kalt war. Die Einladung kam nicht von ihm – erinnern Sie sich nicht mehr an die stumme Wut und die brennende Scham, die stets in uns aufbrandeten, wenn unsere Freunde uns auch nur einen Augenblick lang gleichsam in flagranti im nackten Schoße unserer

Familien zu sehen kriegten? – also muss sie von ihr gekommen sein. Freilich kann ich mich nicht entsinnen, sie ein einziges Mal in ihrer Schürze und mit hochgekremelten Ärmeln an der Haustüre gesehen zu haben oder von ihr an den Familienfrühstückstisch gebeten worden zu sein. Und dennoch sehe ich den Tisch vor mir, der fast die ganze Küche einnahm, den großen amerikanischen Kühlschrank, dessen Farbe und Beschaffenheit an dicke Sahne erinnerte, den Weidenkorb mit Wäsche auf dem Abtropfbrett, den Kalender vom Lebensmittelladen, der beim falschen Monat aufgeschlagen war, und diesen gedrunghenen Toaster aus Chrom, auf dessen Bug die Sonne ein wimmelndes Glanzlicht warf.

Oh, der morgendliche Duft von fremden Küchen, die wattige Wärme, das Klappern und Hasten, wenn alles schlechte Laune hat und noch im Halbschlaf ist. Nie schien das Neue, Unbekannte, das das Leben bereit hält, lebendiger hervorzutreten als in solchen Augenblicken der Intimität und der Unordnung.

Billy hatte eine Schwester, jünger als er, ein nervendes Geschöpf, das aussah wie ein Kobold, mit langen, ziemlich fettigen Zöpfen und einem schmalen, spitzen kalkweißen Gesicht, dessen obere Hälfte hinter einer gewaltigen Hornbrille mit lupendicken Gläsern schwamm. Mich schien sie zum Kreiseln komisch zu finden und krümmte sich vor boshaftem Vergnügen, wenn ich wie ein krummer Krüppel mit meinem Ranzen in die Küche geschlurft kam. Sie hieß Kitty, und wenn sie mich mit zusammengekniffenen Augen anlächelte und dabei die Lippen aufeinanderpresste, sodass sie einen dünnen, farblosen Bogen bildeten, der wahrhaftig die ganze Breite zwischen ihren kompliziert verschnörkelten, abstehenden rosa Ohren einnahm, dann hatte sie tatsächlich etwas von einer Katze. Heut frag ich mich, ob sie nicht etwa auch in mich verknallt war und die ganze schniefende Erheiterung einfach bloß dazu diente, dies zu verbergen. Oder ist das nur meine Eitelkeit? Ich bin, oder war, schließlich Schauspieler. Irgendwas war mit ihr, sie hatte

etwas an sich, worüber man nicht sprach und was dafür sorgte, dass sie, wie man das damals nannte, irgendwie heikel war. Mir ging sie auf die Nerven, und ich glaube, ich hatte sogar ein bisschen Angst vor ihr; was, falls dem in der Tat so war, für meinen Weitblick spräche.

Mr Gray, der Ehemann und Vater, war lang und dürr und obendrein kurzsichtig, genau wie seine Tochter – er war übrigens Optiker, ein Umstand, dessen höchst ironische Seite niemanden von uns unbeeindruckt ließ –, und trug stets eine Fliege und einen Pullunder mit Fair-Isle-Muster. Und natürlich alsbald die beiden kurzen knubbeligen Hörner, die ihm direkt über dem Haaransatz sprossen und an denen man den Hahnrei erkennt, zu dem ich ihn, ich muss es leider sagen, machte.

War meine Leidenschaft für Mrs Gray am Anfang nicht im Grunde nur die etwas intensivere Spielart einer Überzeugung, die wir alle in diesem Alter haben, nämlich, dass die Familien unserer Freunde viel, viel netter, großzügiger, interessanter – mit einem Wort, viel angenehmer seien als unsere eigene? Billy hatte ja zumindest eine Familie; bei mir hingegen gab es nur mich und meine verwitwete Mutter. Sie führte eine Pension für Handelsvertreter und andere Durchreisende, die dort nicht wohnten, sondern eher wie ängstliche Gespenster herumspukten. Ich hielt mich möglichst wenig zu Hause auf. Bei den Grays war am späten Nachmittag oft keiner daheim, weshalb Billy und ich nach der Schule immer ein paar Stunden dort herumlungerten. Wo waren eigentlich die anderen? Zum Beispiel Mrs Gray und Kitty, wo haben die wohl in der Zeit gesteckt? Ich sehe Billy noch in seinem marineblauen Schulblazer und dem schmutzlig weißen Hemd, wie er mit einer Hand den fleckigen Schulschlips runterzerrt, die Tür des Kühlschranks aufreißt und mit glasigem Blick in dessen erleuchtetes Inneres starrt, als würde er was Spannendes im Fernsehen sehen. Oben im Wohnzimmer gab es tatsächlich einen Fernseher, und manchmal gingen wir dort hinauf und hockten uns davor, die Hände in den Hosentaschen, vor uns auf dem Boden unsere Ranzen,

den Weg hinab, und schon war ich wieder dort unten in diesen schäbigen, verkommenen Straßen.

Ich gehe nach Amerika. Ob ich dort Swidrigailow suchen soll? Vielleicht. JB und ich werden zusammen reisen, kein ideales Paar, ich weiß. Wir verlassen uns ganz auf die Freigiebigkeit von Professor Blank, unserem mutmaßlichen Gastgeber bei der Festveranstaltung für Axel Vander in Arcady, wo es, wie ich höre, keine Jahreszeiten gibt. Die Flüge sind gebucht, die Koffer gepackt, wir können es gar nicht erwarten, endlich aufzubrechen. Es bleibt uns nur noch, das Schlussbild abzdrehen, die Szene, in der Vander kommt, um sich von Cora zu verabschieden, seinem tragischen Mädchen, das aus Liebe zu ihm gestorben ist. Ja, Dawn Devonport ist wieder am Set. Am Ende war's natürlich Lydia, die sie überzeugt hat, zurückzukommen und sich wieder zu den Lebenden zu gesellen. Ich werde nicht fragen, was die beiden da unten im Küchenversteck bei ihren Teelibrationen und Zigarettenrauchopfern miteinander ausgehandelt haben. Stattdessen werde ich an den Rändern des Lichts warten, derweil sie die berühmte Hauptdarstellerin in ihrem Grabtuch aufgebahrt und noch die letzten Korrekturen an ihrem Make-up vorgenommen haben, und während ich herumstehe und warte, bis ich zu ihr gehen und mich hinunterbeugen und ihr einen Kuss auf die kalte, geschminkte Stirn drücken kann, werde ich darüber nachdenken, dass so ein Filmset, so ein kleiner, hell erleuchteter Raum, um den herum es von dunklen, äußerst angespannten Gestalten wimmelt, doch enorme Ähnlichkeit mit einer Darstellung der Geburt Christi hat.

Auch Billie Stryker wird bald auf Reisen gehen, nach Antwerpen, Turin, Portovenere. Ja, ich habe sie beauftragt, jede noch so feine Schleimspur zu verfolgen, die Axel Vander damals vor zehn Jahren auf jener Route hinterlassen haben mag. Noch so eine unabgeschlossene Angelegenheit. Ich mag mir gar nicht ausdenken, was sie dabei zutage fördern könnte,

würde es aber schon ganz gerne wissen. Ich fürchte, da ist einiges begraben. Sie möchte lieber heute als morgen losfahren, freut sich bestimmt darauf, endlich von ihrem Mann wegzukommen. Ich habe ihr das gesamte Geld überschrieben, das ich in den letzten Wochen für meine Darstellung des Vander bekommen habe. Gibt es denn einen besseren Zweck, dem ich dieses schändliche Kopfgeld zuführen könnte? Billie, mein Spürhund.

Auch ich habe als Kind an Schlaflosigkeit gelitten, genau wie Cass. Ich glaube, bei mir war es so, dass ich mich mit Absicht wach gehalten habe, denn ich hatte schlechte Träume und war ständig von der Angst verfolgt, plötzlich zu sterben – ich weiß noch, dass ich mich nie auf die linke Seite legte, weil ich überzeugt war, dass ich, sollte mein Herz im Schlaf aussetzen, aufwachen und den Stillstand bemerken würde und dann wüsste, dass ich gerade starb. Ich weiß nicht mehr, wie alt ich war, als ich diese Beschwerden hatte: Wahrscheinlich war das ungefähr zu der Zeit, als mein Vater starb. Wenn ja, dann habe ich die Qualen meiner trauernden Mutter noch dadurch vergrößert, dass ich Nacht für Nacht wach lag. Ich habe gebettelt, dass sie ihre Schlafzimmertür offen ließ, damit ich alle paar Minuten nach ihr rufen und mich versichern konnte, dass sie noch wach war. Irgendwann schlief sie doch endlich ein, gewiss erschöpft von ihrem eigenen Schmerz und meinem gnadenlosen Drängen, und dann war ich allein und verkroch mich mit weit aufgerissenen Augen und brennenden Lidern unter die schwarze Decke der Nacht, die mir die Luft zum Atmen nahm. In Angst und Schrecken blieb ich dort liegen, solange ich es aushielt, was jedoch nicht lange war, dann stand ich auf und ging ins Zimmer meiner Mutter. Die Übereinkunft lautete – und davon gab es keine Abweichungen –, dass ich geschlafen hatte und durch einen meiner Albträume geweckt worden war. Arme Ma. Sie ließ mich nicht zu sich ins Bett, das war eine Regel, die sie mit aller Entschiedenheit durchsetzte, die sanfte Seele, der es an nichts so sehr gebrach wie an Durchsetzungskraft,

aber sie gab mir irgendwas, eine Decke oder ein Federbett, das ich neben ihrem Bett auf dem Boden ausbreiten und worauf ich mich hinlegen konnte. Dann steckte sie auch die Hand unter ihrer Zudecke heraus und überließ mir einen Finger, an dem ich mich festhalten konnte. Als dieses Ritual zur Norm geworden war und ich immer einen Teil der Nacht auf dem Boden neben ihrem Bett verbrachte und dabei ihren Finger umklammert hielt, dachte ich mir irgendwann mein eigenes Arrangement aus. Oben auf dem Speicher fand ich einen Schlafsack aus Segeltuch – wahrscheinlich hatte ein Pensionsgast ihn dort vergessen – und versteckte ihn in einem Schrank; den schleppte ich dann immer mit hinunter ins Zimmer meiner Mutter, wickelte mich darin ein und legte mich so auf meinen Platz neben ihrem Bett. Monatlang ging das so, bis ich wohl endlich eine gewisse Sperre überwunden hatte und in eine robustere Wachstumsphase eingetreten war und allmählich nachts in meinem eigenen Zimmer blieb und allein in meinem Bett schlief. Und dann, Jahre später, kurz nach dem für mich so schmerzhaften Erlebnis von Mrs Grays Verschwinden, ertappte ich mich eines Nachts dabei, wie ich den Schrank nach jenem alten Schlafsack durchstöberte und mich, nachdem ich ihn gefunden hatte, mit unterdrücktem Schluchzen ins Zimmer meiner Mutter schlich und ihn wie früher dort auf dem Fußboden ausbreitete. Was mag sich meine Mutter wohl gedacht haben? Ich glaubte, sie würde schlafen, doch da – wusste sie etwa, dass ich weinte? – hörte ich ein Rascheln, und ihre Hand kam unter der Bettdecke hervor und fasste mich an der Schulter und bot mir einen Finger zum Festhalten an, wie in alten Zeiten. Ich erstarrte natürlich und wich vor ihrer Berührung zurück, und da zog sie die Hand sofort wieder ein und drehte sich stöhnend und ächzend auf die andere Seite, und kurz darauf hörte ich sie schnarchen. Ich beobachtete das Fenster über mir. Die Nacht ging zu Ende, es wurde langsam hell, und an den Rändern des Vorhangs kam Licht hereingesickert, unsicher noch, so schien es, ein schwaches Glänzen nur.

Mir taten vom Weinen die Augen weh, mein Hals war geschwollen und brannte. Etwas war zu Ende gegangen, etwas, wovon ich geglaubt hatte, es werde niemals enden. Wen würde ich nun lieben, und wer würde mich lieben? Ich hörte zu, wie meine Mutter schnarchte. Die Luft im Raum war schal von ihrem Atem. Eine Welt ging zu Ende, geräuschlos. Ich sah wieder zum Fenster. Das Licht um den Vorhang herum war jetzt stärker, ein Licht, das irgendwie in sich zu zittern schien, obwohl es doch an Kraft gewann, und es war, als käme ein strahlendes Etwas auf das Haus zu, über das graue Gras, über den bemoosten Hof, die großen, bebenden Schwingen weit ausgebreitet, und während ich es erwartete, erwartete, glitt ich, ohne es zu merken, hinüber in den Schlaf.